



Narain Nagar, Amritsar, Indien, 31.631780,74.870419

Im Park der Spieler

Amritsar, 18. Dezember 2016

Reglos liegt der junge Mann da. Eine halbe Armlänge von den bloßen Füßen entfernt stehen seine Turnschuhe im Gras, die Socken sauber hineingenestellt. Die Beine sind leicht angewinkelt, trotzdem wirkt alles an ihm kerzengerade, als wäre sein Körper der Zeiger einer großen Uhr. Dieser Zeiger allerdings bewegt sich nicht, er wälzt sich nicht, streckt sich nicht, kratzt sich nicht – stundenlang kein Zucken, kein Ticken. Dafür aber verändert sich das Zifferblatt. Denn an die hundert Herren sitzen um den jungen Mann herum am Boden. In kleinen Gruppen

spielen sie Karten, konzentriert. Sweep heißt das Spiel. Dann und wann erhebt sich einer, um zu einer anderen Spielergruppe zu wechseln, um eine Pause zu machen oder um pinkeln zu gehen. Aus dem Toilettenhäuschen wachsen Bäume, also richten die Herren ihren Befreiungsstrahl gegen die Außenmauer. Man ist so diszipliniert, wie es die Verhältnisse erlauben.

Sonntag in Amritsar. Der kleine Park etwas südlich des Bahnhofs hat keinen Namen. Auf den Blättern der Sträucher liegt dick ein bräunlicher Staub. Der Boden ist mit Abfall übersät: Getränkeflaschen, Zigarettenspakete, Pillenverpackungen und immer wieder Spielkarten – als habe jemand wütend sein Set davongeschleudert. Auch zu meinen Füßen liegt ein König im Gras. Ich sitze auf einer der vier Bänke, die hier verankert sind, und es kommt mir vor, als hielte ich Hof. Denn wieder und wieder setzen sich einzelne Männer zu mir, um herauszufinden, was der Fremde hier will.

Sayu, der Maler, kommt jeden Sonntag hierher, auch im Sommer, «dann spielen wir unter den Bäumen». Jetzt im Winter lasse man sich von der Sonne gerne den Buckel wärmen, sagt er und reibt sich die Hände. Er stellt mir die gleichen Fragen wie alle. Und ich habe immer die gleichen Antworten zu geben: Natürlich war ich schon im Goldenen Tempel, der majestätisch über dem Nektarsee schwebt. Selbstverständlich habe ich gesehen, wie dort Tausende von Pilgern gratis verköstigt werden, bedient von Freiwilligen. Auch die Kessel mit 2000 Litern Linsencurry, ich habe hineingeschaut. Ich bin Tourist – ich weiß doch, was ich zu tun habe. Den jungen Schläfer scheint Sayu nicht zu bemerken. Als ich ihn darauf anspreche, zuckt er mit der Schulter, desinteressiert.

Im Zentrum des Parks steht eine prächtige Brunnenanlage, verkleidet mit kleinen Kacheln in verschiedenen Blautönen – eine verspielte Skulptur, wie man sie in den sechziger Jahren in vielen Ländern der Welt aufgestellt hat. Er habe noch nie Wasser in dem Brunnen gesehen, sagt Vikham, der sein Geld in einer Reismühle verdient, und er komme doch schon viele Jahre hierher, zwanzig, vielleicht auch mehr. Mit einem Streichholz wärmt er einen kleinen, braunen Stumpfen vor: «Das ist ein Bidi, das rauchen hier alle.» Auch er kann mir nichts zu dem jungen Mann sagen. Muss ich mir Sorgen machen?



Rund um den Zaun des Parks sind zahllose Velos, Vespas und Dutzende von Rikschas geparkt. Auf manchen der Dreiräder haben sich die Fahrer virtuos zur Siesta ausgestreckt: das Gesäß auf dem Sitz, die Füße auf dem Lenker, den Oberkörper in dem gefalteten Dach, das die Gäste vor Sonne und Regen schützt. Mitten unter ihnen steht auch das Fahrrad von Vish. Auf dessen Gepäckträger ist eine leicht rostige Kiste montiert, aus deren Mitte ein großer Aluminiumkessel ragt. Ab und zu ruft ihm einer der Spieler eine Bestellung zu. Dann öffnet Vish seinen Topf, versenkt ein trockenes Fladenbrot in der Kichererbsensuppe, holt das Brot wieder heraus, gibt Zwiebeln, Minze, grünen Chili und eine geheimnisvolle Sauce drauf – und bringt es dem Hungrigen auf der Spielwiese. Einen Metallbecher mit Wasser gibt's gratis dazu. Die Chana kulcha von



Vish schmeckt nach Kreuzkümmel, Koriander, Ingwer und Knoblauch, ein bisschen sauer, ein wenig süß, leicht scharf – so ausfüllend, so komfortabel wie ein kleiner Sonntagsbraten. Die meisten Menschen in Punjab sind Vegetarier.

Am Rand der Wiese grunzt sich eine Schweinefamilie durchs Gras. Die Mutter sieht aus wie eine Wildsau, mit dunklem Fell und Borsten. Eines ihrer Ferkel ist dunkel, zwei aber sind rosarot. Man sieht förmlich den Tanz der Gene in dieser Konstellation. Solche Wildschweine, wahrscheinlich städtisch verwilderte Hausschweine, habe ich da und dort durch Amritsar traben sehen, vor allem auch entlang der Gleise, wo sich



sonst nur die Unberührbaren mit ihren Kindern aufhalten. Laut dem Optiker Pikschum, der mir mein iPad abkaufen will, gehören diese Schweine niemandem. Ob ich einfach eins abschießen könnte, wenn ich wollte? «Klar, kein Problem!», sagt er lachend und entblößt seine goldenen Backenzähne. Als Optiker ist man offenbar nicht auf die Gebiss Händler angewiesen, die ihre Dienste hinter dem Bahnhof auf offener Straße anbieten.

Erst jetzt fällt mir auf, dass hier etwas fehlt, das in Indien sonst immer dazugehört, wenn Menschen zusammenkommen: Lärm. Da plärrt nirgends ein Radio, probiert keiner seine Boxen aus. Man hört nur das Bellen der Hunde, das Krächzen der Krähen, ganz fern das Hupen und Klingeln des Verkehrs und darüber dann und wann das Hornen der langen blauen Züge der Indian Railways, die im

Schritttempo durch die Stadt rollen – oft mit zehn Stunden Verspätung oder mehr. Ihr Signal klingt ganz anders als der schrille Warnpfiff europäischer Lokomotiven, dunkler, länger, majestätischer, eher wie das Horn eines großen Schiffes. Wobei jede Lokomotive einen etwas anderen Ton zu haben scheint, der manchmal etwas Klagendes, manchmal etwas Sehnsüchtiges oder auch Grimmiges hat. Ich höre die Hörner der Lokomotiven auch nachts, denn ich schlafe in einem Hotel nördlich des Bahnhofs. Manchmal erklingen sie wieder und wieder, verzweifelt fast. Ich sehe dann fast, wie die kleinen Wildschweine durchs Scheinwerferlicht irren.



Langsam werden die Schatten länger. Es wird merklich kühler, und Amritsar bereitet sich auf die nächste kalte Winternacht vor, mit Temperaturen, die unter null sinken können. Die ersten Männer beenden das Spiel, ziehen ihre Schuhe wieder an, gehen plaudernd davon. Erst als die Schatten der Bäume seinen Körper erreichen, kehrt sich der junge Mann endlich um, wendet sein Gesicht dem letzten Rest wärmender Sonne zu. Ob er so liegenbleiben will? Sollte man ihn nicht wecken, ehe er erfriert? Ich scheine der Einzige zu sein, der ihn überhaupt bemerkt. Kann nur ich ihn sehen? Oder existiere ich, existieren wir alle hier vielleicht gar nur in seinen Träumen? Dann ist es wohl besser, wir lassen ihn noch ein bisschen schlafen.

Dieser Text erschien erstmals am 20. Januar 2017 in der *Neuen Zürcher Zeitung*, S. 66. Er ist Teil der Publikation *Indien im Augenblick* (Zürich: Rotpunktverlag, 2019), S. 9–12.